

was er in seinen Schriften angedeutet hat, gefunden und „beschwiegen“ oder auch selbst nicht gefunden hat. In dieser Situation liegt freilich auch eine Chance für die produktiv verwandelnden Aneignungen, vor allem für die, die von christlichen Philosophen und Theologen versucht werden, die von H. fasziniert sind. Hs. eigene Einstellung zu diesen Versuchen war wohl ambivalent. Einige hervorragende sind hier dokumentiert.

G. HAEFFNER, S. J.

2. Systematische Philosophie

RUNGGALDIER, EDMUND/KANZIAN, CHRISTIAN, *Grundprobleme der analytischen Ontologie*. Paderborn: Schöningh 1998, 232 S.

Der Titel dieses Bandes kann auf den ersten Blick ein wenig rätselhaft wirken. In welchem genauen Sinne soll Ontologie analytisch sein? Die Einleitung stellt sogleich klar, daß es um einführende Darstellung derjenigen Ontologie geht, die sich innerhalb der analytischen Philosophie entwickelt hat. Zunächst entkräften die Autoren das tiefsetzende Vorurteil, daß analytische Philosophie neopositivistisch und ontologiefreudig sei. Der methodologisch motivierte Ausgangspunkt bei den Strukturen der Sprache reduziert die analytische Philosophie nicht zu reiner Sprachphilosophie. Im Gegenteil: Die konsequent durchgeführte Klärung semantischer Probleme, wirft unvermeidlich die ontologische Frage „Was gibt es überhaupt?“ auf. Daß die Autoren auf diese Tatsache überhaupt hinweisen müssen zeigt, wie dringend Bücher dieser Art im deutschen Sprachraum gebraucht werden. Die analytische Philosophie hat sich seit Jahrzehnten und mit gewichtigen systematischen Gründen der Ketten der „babylonischen Gefangenschaft“ eines zu eng verstandenen „linguistic turn“ entledigt. Fast ausschließlich in dieser philosophischen Strömung gibt es gegenwärtig eine umfassende ontologische Debatte in systematischer Absicht.

In einem ersten Teil des Buches geben die Autoren daher eine kurze Übersicht über drei Grundströmungen der analytischen Ontologie: die naturalistische, die phänomenologische und die deskriptive Richtung. Der zweite Hauptteil trägt den etwas irreführenden Titel „Präliminarien“. In ihm werden so gewichtige Themen wie das Universalienproblem, Existenz, Möglichkeit und Notwendigkeit sowie Identität und Individuation behandelt. Dieser Teil hat im Gesamtduktus des Buches insofern tatsächlich einen hinreichenden Charakter, als in ihm das begriffliche Inventar erarbeitet wird, das im dritten Teil zur Anwendung kommt. Der dritte Teil trägt den Titel „Grundfragen einer kategorialen Ontologie“ und stellt das eigentliche systematische Zentrum des Buches dar. In ihm geht es um die Ontologie von konkreten Dingen, Eigenschaften, Ereignissen und Sachverhalten. Die beiden Autoren verantworten jeweils klar abgegrenzte Teile. C. Kanzian schrieb die einführende Übersicht über verschiedene Strömungen in der analytischen Ontologie und die abschließenden Teile über Ereignisse und Sachverhalte. Fast alle anderen Abschnitte stammen von E. Runggaldier. Beide Autoren schreiben in deutlich unterschiedlichem Stil. Die daraus resultierenden Bruchstellen sind nicht zu übersehen. Ein Beispiel: So interessant und gut strukturiert die Übersicht über die verschiedenen Ansätze in der analytischen Ontologie auch ist, es bleibt doch unklar, welcher systematische Gedankengang diesen Teil mit dem folgenden verbindet. Man erfährt nur wenig darüber, welches Konzept von Ontologie den nachfolgenden systematischen Erörterungen zugrunde gelegt werden soll. Im dritten Teil wird dann deutlich, daß Runggaldier das deskriptive Konzept bevorzugt, weil es die Rettung der Alltagsgegenstände in einer (in einem weiten Sinne) neo-aristotelischen Ontologie erlaubt. Der Abschnitt des dritten Teils, der über die Ontologie konkreter Dinge handelt, stellt in argumentativer Dichte und systematischer Aussageabsicht das inhaltliche Zentrum des Buches dar. Der Spannungsbogen ergibt sich dadurch, daß die verschiedenen Varianten von Bündel- und Tropentheorien in Aporien geführt werden, aus denen dann nur die Annahme einer sortalen Bestimmung von konkreten Dingen herausführt. Dahinter verbirgt sich eine tiefgreifende Kritik an einer Ontologie auf empiristischer Grundlage, die

Gegenstände als Bündel von empirisch feststellbaren Eigenschaften ansieht. Nach Runggaldier lassen sich diese Theorien in letzter Analyse in solche unterteilen, die noch ein reines Substratum als Träger der Eigenschaften annehmen, und solche die keinen derartigen Träger mehr anerkennen. Diese Einteilung ist etwas ungewohnt, weil reine Substratumtheorien strenggenommen weder Bündel- noch Tropentheorien sind. Aber es wird schnell klar, welches Dilemma aufgebaut werden soll: Nimmt man ein reines Substratum an, so bleiben alle Eigenschaften akzidentell (Anti-Essentialismus), nimmt man hingegen keinen solchen Träger an, werden alle Eigenschaften essentiell (Ultra-Essentialismus). In beiden Fällen muß die Alltagsontologie einer drastischen kontraintuitiven Revision unterzogen werden. Der Ultra-Essentialismus impliziert, daß kein Ding auch nur die geringste Veränderung in seinen Eigenschaften überdauern kann. Der Anti-Essentialismus impliziert, daß ein Ding auch die größte Veränderung in seinen Eigenschaften überdauert. In beiden Fällen verliert man die aus dem Alltag vertraute Sicherheit, zwischen Veränderung und Zerstörung eines konkreten Dinges unterscheiden zu können. Diese beruht auf der Fähigkeit, zwischen notwendigen und bloß zufälligen Eigenschaften eines konkreten Dinges unterscheiden zu können. Die essentiellen Eigenschaften bestimmt man durch die Beantwortung der Frage, zu welcher Sorte oder Art von Dingen ein einzelnes Ding gehört. Mit den sogenannten „sortalen Ausdrücken“ bestimmen wir – klassisch ausgedrückt – das Wesen eines Dings. Die Identität eines konkreten Dings läßt sich nur mittels der Zuschreibung einer Artzugehörigkeit bestimmen. Ein konkretes Ding ist weder ein Konglomerat von Eigenschaften, noch einfach eine beliebige Menge kleinster atomarer Bausteine (simples). Es wird ein einheitstiftendes Prinzip (ein Prinzip der Komposition) benötigt, das aus einem Bündel oder Konglomerat ein konkretes Einzelnes werden läßt. Die Artzugehörigkeit leistet diese konstitutive Aufgabe.

Bereits diese wenigen Sätze lassen erkennen, daß hier das klassische aristotelische Konzept der Substanz oder *Ousia* rehabilitiert werden soll. Die Autoren bekennen sich nur ganz vorsichtig und verhalten zu dieser Konsequenz, das für die Ontologie so zentrale Wort „Substanz“ kommt nicht einmal im Sachindex vor. Andere Metaphysiker der Gegenwart (wie z. B. Michael Loux) sprechen ganz direkt aus, daß nur eine im weitesten Sinne aristotelische Substanzkonzeption einen Ausweg aus dem Dilemma zwischen Ultra- und Anti-Essentialismus eröffnet. Dies gilt aber nur, wenn die für eine Sorte oder Art wesentlichen Eigenschaften nicht wiederum einem Zugrundeliegenden anhängen. In diesem Falle läge letztlich doch ein reines Substrat vor, und die Artzugehörigkeit würde durch ein Bündel von Eigenschaften bestimmt. Für den Aristoteliker können Substanzen weder Bündel von Eigenschaften, noch von reinen Substraten getragene Bündel von Eigenschaften sein. Substanzen sind einfach Mitglieder einer Art. Es gibt anscheinend keine tiefere Ebene der Analyse. Der Substanzbegriff ist in diesem Sinn ein primitiver, nicht weiter analysierbarer Begriff. Substanzen können nicht in weitere konstituierende Elemente zerlegt werden. Runggaldier scheint manchmal einen solchen, anti-reduktionistischen Substanzbegriff mittels seiner Analyse der sortalen Ausdrücke der Umgangssprache vertreten zu wollen. Es gibt dann keine tiefere Ebene der Analyse als die durch die Alltagswelt vorgegebene Deskription der Welt mittels sortaler Ausdrücke. Eine Frage drängt sich jetzt unmittelbar auf: Wie kann es verständlich gemacht werden, daß die Artzugehörigkeit die Individualität konstituiert? Alle Mitglieder der Art teilen sich doch dieselben wesentlichen Attribute. In der klassisch aristotelischen Version wird dieses Problem durch die hylemorphismische These gelöst. Die Materie individualisiert die substantielle Form. Damit ist das anti-reduktionistische Konzept des konkreten Dinges aber preisgegeben. Es gibt eine metaphysische Ebene der Analyse, welche die Konstitution der substantiellen Einheit des konkreten Einzeldings erklärt. Im modernen Gewand der Unterscheidung von der funktionaler Ebene und ihrer materiellen Realisierung greift Runggaldier dieses Konzept auf. Es kann dann erklärt werden, warum die Übereinstimmung in der Sorte keine numerische Identität einschließt. Die hylemorphismische Konzeption wird also als Grundlage der sortalen Theorie-Gegenstandskonstitution gebraucht. Man kann noch weitere Konsequenzen ausbuchstabieren: Die Unterscheidung von Arten impliziert essentielle Eigenschaften und damit Notwendigkeit *de re*. Zu deren Explikation wird man wahrscheinlich auf eine Mögliche-Welten-Semantik

zurückgreifen müssen. Wie verhält es sich aber mit dem Gerhard Schröder, der sich nicht entschloß, Politiker zu werden? Was konstituiert die Individualität Schröders in einer anderen möglichen Welt? Eine nominalistisch-possibilistische Theorie der Modalitäten ist kaum verträglich mit dem aristotelischen Ansatz. Was aber soll im Rahmen einer aktualistischen Position die Querweltein-Identität von Schröder garantieren? Wenn die Modalitäten nicht rein *de dicto* und epistemisch gedeutet werden soll, dann muß es wohl eine Leibnizsche individuelle Essenz geben, welche die Identität von Schröder garantiert. Auch in dieser Hinsicht wäre die alltagsprachliche Ebene der sortalen Ausdrücke nicht der unhintergehbare Endpunkt der Analyse von konkreter Gegenständlichkeit und Individualität.

G. BRÜNTRUP S. J.

RUNGGALDIER, EDMUND, *Was sind Handlungen?* Eine philosophische Auseinandersetzung mit dem Naturalismus (Münchener philosophische Studien, Neue Folge, 12) Stuttgart u. a.: Kohlhammer 1996. 212 S.

Die vorliegende Studie verfolgt ein zweifaches Anliegen. Zum einen geht es ihr darum, die Frage nach einem adäquaten Verständnis von Handlungen und ihrem ‚Ort‘ in einer umfassenden Konzeption der Wirklichkeit unter systematischer Rücksicht zu klären. Zum anderen will sie – worauf der Untertitel hinweist – aber auch eine Auseinandersetzung mit einer der einflußreichsten Strömungen der Gegenwartsphilosophie sein, dem sogenannten Naturalismus, dessen Leitidee es ist, daß uns ein angemessenes Verständnis der Wirklichkeit ausschließlich durch die Anstrengungen der positiven Wissenschaften vermittelt werden kann. Es werden also zwei durchaus heterogene Zielsetzungen miteinander verbunden. Hätte man eine handlungstheoretische Untersuchung doch auch ganz anders konzipieren können, etwa indem man sich stärker an der phänomenologischen oder hermeneutischen Tradition des philosophischen Denkens orientiert. Die methodische Verbindung von Handlungstheorie und Naturalismuskritik erweist sich aber als äußerst fruchtbar. Denn es ist ein wesentliches Merkmal des neuzeitlichen Naturalismus, daß er viele der für unsere alltägliche Lebenspraxis konstitutiven Grundüberzeugungen fundamental in Frage stellt. Die Auseinandersetzung mit dieser Denktradition, die das für unsere Lebenspraxis maßgebende intentionale Selbstverständnis und die damit einhergehende intentionale Grammatik des Handlungsbegriffs auf eine positiv wissenschaftliche Weltansicht zu reduzieren beabsichtigt (oder es alternativ zu eliminieren, zu epiphänomenalisieren oder zu fiktionalisieren trachtet), kann deshalb eine ähnliche Rolle wie Descartes' methodischer Zweifel spielen, indem sie nämlich als Katalysator für eine sehr grundsätzliche Art der kritischen Selbstvergewisserung dient. Ausgehend von der naturalistischen Grundthese, daß es zwischen Handlungen und anderen Ereignissen keinen ontologischen Unterschied gibt und daß Handlungen deshalb – wenigstens prinzipiell – einer vollständigen naturwissenschaftlichen Beschreibung und Erklärung zugänglich sind, zeigt Runggaldier (R.) in seiner Studie, warum diese Hypothese nicht zu einem adäquaten Verständnis der Eigenart von Handlungen führt und erschließt auf diesem Weg Schritt für Schritt unerläßliche handlungstheoretische Grundbegriffe wie Intentionalität, Absichtlichkeit, Indexikalität, Subjektivität (Erste-Person-Perspektive) ...

Im 1. Kapitel geht R. die Frage nach der Wirklichkeit von Handlungen von den beiden Polen des Spektrums handlungstheoretischer Grundpositionen her an, nämlich von der sprachanalytischen Zwei-Sprachen-Theorie auf der einen Seite und dem Naturalismus auf der anderen. – Die sprachanalytische Tradition geht von dem alltagsweltlichen Faktum einer Vielfalt unterschiedlicher Sprachspiele aus und arbeitet auf dieser Grundlage den fundamentalen Unterschied zwischen einer physikalischen Ding-Ereignis-Sprache und einer mentalen Person-Handlung-Sprache heraus, der so tiefgreifend ist, daß die Bedeutungen der Ausdrücke in diesen Sprachen als inkommensurabel gelten müssen. Für die Handlungstheorie wird daraus gefolgert, daß nur Körperbewegungen Gegenstand wissenschaftlicher Kausalerklärungen sein können, wohingegen Handlungen wegen der für sie charakteristischen Konzeptualisierung in der mentalen Sprache solchen Erklärungsversuchen prinzipiell entzogen sind. R. akzeptiert zwar die Sinnhaftigkeit dieser sprachphilosophischen Distinktionen, stellt aber philosophische Konzep-